

→ Sprache, das Zweite Vatikanische Konzil: Christus „hat sich bei der Menschwerdung irgendwie mit jedem Menschen vereinigt“, heißt es in der Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute (Art. 22).

Machen wir uns das einmal anschaulich klar. Ich stehe unter dem Himmel und schaue hinauf zu Dir, Gott. Streng trifft mich Dein Blick und Wort: „Du sollst ... du sollst nicht ...“ – Dir weiß ich mich verantwortlich, aber auch von Dir geliebt, beauftragt. Ich bin völlig von Gott abhängig, wie alle meine Organe und Körperglieder von mir abhängig sind. Ich selbst bin ihre Ganzheit. Als Teil ist jeder Zeh mir untertan. Wäre er von einer Krebswucherung befallen, ließe ich ihn abhacken. Aber als dienstwilliges Glied will ich ihn, brauche ich ihn. Dann steige ich barfuß die Kellertreppe hinab, spüre jeden Zeh, jedoch nicht als von mir getrennter Körperteil, sondern in ihm spüre ich mich selbst. Der Zeh ist Ich, und Ich bin der Zeh. Nicht bloß ein kleines Stück Knochen mit Fleisch erlebe ich da unten an meinem Fuß, sondern wirklich mich selbst, denselben, der als Auge sieht und als Ohr hört.

Meister Eckhart hat recht – und Kurt Flasch mit ihm: So *glaube* ich nicht bloß, sondern so *weiß* ich, was ich glaube. Wie mein Zeh sich zu mir verhält, so verhalte ich mich als dieser bestimmte Mensch zum göttlichen Selbst. In den Beziehungen soll zwar der Teil die Autorität des Ganzen anerkennen. Sofern ich aber im körperlichen Teil nicht nur den Teil, sondern mich als ganzen Menschen wahrnehme, ist dieser Teil auch nicht etwas anderes von mir, nicht eine von mir getrennte Identität. Es ist dieselbe Identität. Hätte man den Zeh amputiert, wäre er dann nicht Ich, sondern nichtig.

Wenn man einen Vergleich zur Gottesbeziehung herstellt, würde das bedeuten: Ein total liebloser Mensch würde nicht zum göttlichen Selbst gehören. Er wäre in der innersten Dimension geistlich nichts.

Höllisch weh täte dieses böse Nichts. Davon gibt der Phantomschmerz im abgetrennten Zeh eine schwache Ahnung. Auf diese Gefahr der Abtrennung von Gott und des damit verbundenen Schmerzes weist die Kirche hin, wenn man sich von Gott verabschiedet. In diesem Sinn ist die Höllendrohung – auch Jesu – zu verstehen, damit wir diese lebenswichtige Bedeutung vom Teil und vom Ganzen nicht verdrängen.

Doch die ewige Liebe schenkt dem glaubenden Herzen auch die andere Frage: Wer bin ich im Ganzen? Die Antwort darauf lautet: Die ganze menschliche Natur wird von Gottes ICH angenommen, erlöst, verewigt. Dieses ungeschaffene ICH ist gemeint, so oft einem Selbstbewusstsein tief in sich klar wird: Oh, ich bin ja ICH! Wie sonst wäre ich – was das Neue Testament sagt, ~~was aber~~ oft verdrängt wird – „Mittinhaber(in) der göttlichen Natur“ (2 Petr 1,4)? Die übliche Übersetzung „Teilhaber“ wäre bei Sachgütern richtig. Denn dort läuft Gemeinbesitz meist auf Teil-Habe hinaus. In Bezug auf das göttliche ICH aber ist der Mensch biblisch ganz in Gott, auf Gott hin, durch Gott. Weder der religiöse Entfremdung will Jesus noch unverantwortliche Ichsucht noch bloß eine esoterische Kuschelei. In der Spannung des Du-Ich-Wir sind die Gottesbeziehung des Menschen und die Menschenbeziehung Gottes besonders dicht und lebendig ausgedrückt, die Gegenwart Gottes für uns, zu unserem Heil.

Ewiges Leben?

Wie steht es mit dem Ewigen Leben? Kurt Flasch meint kritisch zum Gewirr christlicher Verständnisse von Seele, Himmel und Hölle: „Heute ist die Vorstellung ‚Himmel‘ derart ausgedünnt, dass Prediger darüber lieber schweigen.“ Entsprechend ist für ihn die Vorstellung eines Ewigen Lebens überholt und Auferstehung ein Hirngespinnst. Ich aber freue mich trotzdem aufs Ewige Leben. Weil ich es nicht einfach nur in ei-

nem – weder plausiblen noch attraktiven – jenseits erwarde. Das ewige Leben kommt nicht „dann“, in einer erträumten Zeit nach der Zeit. Ewig leben wir bereits jetzt. Nur ist die wahre Fülle dessen, was wir sind, uns noch verhüllt, solange wir werden.

„Ohne Gleichnis redete er ihnen nichts“, heißt es bei Matthäus (13,34). Mein liebtes Gleichnis des ewigen Lebens ist das musikalische: In der Chorprobe übst du eine Notenfolge. Vielleicht missfällt sie dir, klingt schräg. Aber du übst sie treu ein, hoffend auf die Offenbarung ihrer ganzen Wahrheit im Konzert. Nicht auf eine andere Melodie bei der Aufführung strecke ich mich aus, sondern exakt auf *dieselbe* Melodie hin, an der ich schon jetzt arbeite, dann im neuen Zusammenhang des großen Konzerts, das die Ewige Liebe uns bereitet. Dieses Konzert bereiten auch wir vor durch unsere Mühen. Für das Gleichnis stimmt, was Kurt Flasch von einem Hölderlin-Gedicht („... der Himmel hält“) feststellt: Es „gibt Zuversicht“.

Ist Christus Gott?

Der dritte Einwand Flaschs betrifft die Gottsohnschaft Jesu Christi. Jesus widerspricht energisch, als ihn jemand „guter Meister“ nannte. „Keiner ist gut, nur einer: Gott“ (Mk 10,18)! Entscheidend ist Jesu Auferstehung. Fast allem, was Kurt Flasch über Phantasie, Einbildungskraft und Poesie in diesem Zusammenhang sagt, kann ich zustimmen – außer seiner Folgerung: Er sei „deswegen“ kein Christ mehr. Denn als „realistisches Faktum“ wird Jesu Auferstehung zwar in Glaubenstexten dargestellt und bis heute von Christen unkritisch aufgefasst. Aber wir sollten eine solche „naturalistische“ Sichtweise von vermeintlich „diessseitigem“ Geschehen nicht mit der Glaubensbotschaft von der Auferstehung verwechseln.

Jesu Auferstehung war nie gewiss, wie es objektive Fakten sind. Doch machen dank „vieler Wunder und Zeichen“ (Apg 2,43) die ersten Zeugen – und bis heute eine Menge

späterer Christen – derart „intensive seelische Erfahrungen“, dass sie an der Oster-Wirklichkeit nicht zweifeln können. Sie lassen sich lieber töten, als dass sie sich zum Verleugnen ihrer Heilsgewissheit zwingen lassen würden. Ein solch aufrichtiges Wunderzeichen habe ich selbst erlebt.

Während einer Romreise gingen meine Frau und ich im Sommer 1998 abends an der päpstlichen Jesuiten-Universität Gregoriana vorbei. Dort hatte ich zwischen 1956 und 1965 Theologie studiert. „Schade“, meinte ich zu meiner Frau, „dass sie geschlossen ist. Ich hätte sie dir gern gezeigt.“ Gerade in diesem Augenblick traten zwei schwarze Gestalten an das Türchen im Tor. Ich bat die Jesuiten, ob ein Ex-Student seiner spanischen Ehefrau die Universität zeigen dürfe. Wir traten in die Halle. Einer der Paare sprach mit spanischem Akzent. Schon bald bedienten sich meine Frau und er ihrer Muttersprache. Und siehe da: Der Professor hatte einst im Archiv ihres verträumten Geburtstädtchens geforscht und in derselben Konditorei Törtchen bestellt wie meine Schwiegermutter. Verblüfft lauschte ich dem munteren Geplauder. Etwas in mir alte auf: Wundersam lockerte sich ein alter Krampf, weil die so widersprüchlichen Hälfen meines Lebens sich – ohne mein Zutun – offenkundig bestens vertrugen.

Eine solch unwahrscheinliche Doppelfügung – des Sekunden-Zeitfensters – offenen Pforte und des Treffpunkts beider Lebenslinien – kann ich nicht für bloßen Zufall halten. Dafür ist der Heilsimpuls noch heute zu intensiv. Ich *weiß*: Das Erlebnis ist im biblischen Sinn ein Zeichen. Ich *glaube* ihm. Weder gegen ein Naturgesetz war es, noch Erfindung, vielmehr Einsicht in wirkliche, wirksam heilende Tat der erlösenden Liebe. Wer solche Zeichen – wie auch immer – erlebt, lasse sich auf Kurt Flaschs kritisches Buch getrost ein. Illusionen zerstörend, hilft es zu klarerer Freude.